



MARKTHEIDENFELD

31. August 2017 16:35 Uhr

Das jähre Ende der Schmiede Freimark

Steven Freimark hat dem Förderkreis Synagoge Urspringen einmalige Quellen überlassen. Sie geben Aufschluss über das Leben der jüdischen Familie zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Marktheidenfeld.

Man schrieb das Jahr 1887, als der 14-jährige Salomon Freimark mit der Familie seines Vaters Bernhard von Homburg nach Marktheidenfeld zog. Um 1900 heiratete er und eröffnete im Jahr 1901 in einem erworbenen Anwesen in der Oberen Gasse eine Schmiede. Sein Geschäftsschild in Form eines Fohlens, das einst als Hinweis an der Ecke zur Obertorstraße

montiert war, ist heute an der Schauschmiede des Franck-Hauses erhalten.

Der jüdische Handwerker war ein geschäftstüchtiger, fleißiger Mann. Sein später in die USA ausgewanderter Sohn Ludwig hinterließ Erinnerungen an ihn, die ein anschauliches Bild von seinem Leben und seinem frühen Tod zeigen.

In einem Gedicht sieht Ludwig Freimark den Schmied an seiner rot glühenden Esse stehen und von früh bis spät das Eisen auf dem Amboss hämmern und formen. Der Rabbiner erinnerte sich in New York: „Wir wohnten in einem Anwesen mit einem großen Hof und einer Werkstatt, einer Schmiede, wo man Pferde beschlug. Ich rieche die Pferde im Hof, den beißenden Geruch von verbrannten Hufen. Unsere Aufgabe war es, das Pferd zu beruhigen und die Fliegen ... zu verjagen. Als Lohn bekamen wir einen Pferderitt.“

Um 5.30 Uhr morgens ging Salomon Freimark täglich zur Arbeit in seine Schmiede. Um 7 Uhr frühstückte er kurz im Haus. Um 10 Uhr brachte ihm seine Frau eine Brotzeit in die Werkstatt und dann arbeitete er bis in die Nacht.

Salomon Freimark war ein findiger Kopf, er sann nach den Aufzeichnungen seines Sohns pausenlos darüber nach, was ihm seine schwere Arbeit erleichtern könnte. So entwickelte er einen Fußstrithammer, den er bald schon elektrisch betreiben konnte und den er sich offenbar wie auch andere Maschinen für das Schmiedehandwerk patentieren ließ.

Salomon beschaffte eine elektrische Drahtflechtmaschine. Der Hufbeschlag wurde so bald schon zur Nebensache. Seine Söhne halfen ihm nun gerne, die Rolle des produzierten Maschendrahts in der Gasse und in der Obertorstraße abzurollen, verkaufte Stücke zu messen, abzuschneiden, zu etikettieren und diese an die Kunden auszuliefern. Fast war schon eine kleine Fabrik entstanden. Manchmal wurden die Drahtrollen und Maschinen vom Gesellen Erich oder den Kindern auch mit dem Handkarren über die Mainbrücke zum Versand am Bahnhof auf der anderen Mainseite gezogen.

Jäh kam das Ende, wie sich Ludwig Freimark erinnerte: „Es begann Freitagnacht, mit furchtbaren Schmerzen, die sich ständig und bis ins Unerträgliche steigerten.“ Der Schmied hatte zunächst seine Bauchschmerzen bei der Arbeit verdrängt und schließlich einen Blinddarmdurchbruch erlitten. Salomon Freimark war schon so schwach, dass man ihn nicht mehr nach Würzburg in eine Klinik bringen konnte. Es gab keinen Krankenwagen.

Stattdessen kamen zwei Ärzte aus Würzburg und operierten den Mann zu Hause auf dem Wohnzimmer Tisch. Kurz nach dem an sich erfolgreichen Eingriff verstarb Salomon Freimark mit gerade einmal 38 Jahren am 9. Mai 1911 vermutlich an inneren Blutungen.

Der Marktheidenfelder Schmied wurde auf dem jüdischen Friedhof in Korbach begraben. Seinen Grabstein kann man dort heute noch finden. Sohn Ludwig erinnerte sich: „Ich sehe uns noch am offenen Grab auf dem Korbacher Friedhof stehen und von da zu uns nach Hause gehen. Ich sehe all die Onkel während der Schiwa (siebentägigen Trauerzeit) beten. Das Leben musste weitergehen.“

Mutter Hermine Freimark stand mit 35 Jahren alleine mit vier Söhnen und einem Geschäft da. Das Schlafzimmer des Wohnhauses wurde mit Hilfe eines Onkels zu einem Textil- und Kurzwarenhandel umgewandelt. Die Schmiedewerkstatt wurde an eine Zimmerei verpachtet.

Die beiden ältesten Söhne Ludwig und Leopold kamen in das israelitische Waisenhaus nach Fürth. „Es war traurig, sich von

Cookies erleichtern die Bereitstellung unserer Dienste. Mit der Nutzung unserer Dienste erklären Sie sich damit einverstanden, dass wir Cookies verwenden. Weitere Informationen [OK](#)

Hemd. So sehe ich uns dastehen, als wir zur Synagoge und zur Schule gingen.“ Trotzdem fanden die beiden Jungen und etwas später wohl auch noch ihr Bruder Friedrich eine gute Aufnahme in der Einrichtung des Fürther Rabbiners Dr. Hermann Deutsch (1856–1932) und seiner Frau Fanny.

Trotzdem blieb die Erinnerung an die Heimatstadt, den Main und die Verwandten stets wach.

Von diesen berichten wir in einer unserer nächsten Ausgaben.

Artikel: <https://www.mainpost.de/regional/main-spessart/Erinnerungen-Pferde-Rabbiner-Synagoge-Urspringen-Synagogen;art776,9707576>

© Main-Post 2017. Alle Rechte vorbehalten. Wiederverwertung nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung